

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 22 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Ngr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend-



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 15.

Donnerstag, am 16. Oktober.

1851.

Diego de Vergara.

Novelle.

(Schluß.)

11.

Isabella saß einsam in ihrem Gemache, ihren Schmerz still vor sich hinweinend. Das letzte Begegnen mit ihrem Bruder hatte ihre Seele gewaltsam erschüttert, und die Kraft gebrochen. Schmachlich ward sie gefangen gehalten, Diego's Leben bedroht, und ihr Elend schien unabänderlich entschieden. Sie war eine Zeit hindurch nicht fähig, die Summe ihres Unglücks zu fassen, so zerschmetternd hatte sie der letzte Schlag getroffen. Nach und nach erst löste sich der brennende Schmerz in stille Wehmuth auf. Sie ergab sich ruhig in ihr Geschick, sie hegte keinen Wunsch, es geändert zu sehen, nur die bange Sorge für den Geliebten störte ihre gedämpfte Stimmung. Chiara hatte ihm ihr Schreiben überbracht, doch war sie noch gänzlich in Ungewißheit, ob er ihrem Rathe und Flehen zufolge Barcellona verlassen habe, oder noch immer

in Ramiro's gefährlicher Nähe sich befinde. Darüber mußte sie Nachricht haben, und sie sandte daher ihr Mädchen aus, Diego's Unternehmen zu erfahren. Chiara kam zurück, und brachte einen Brief Diego's, worin er sie bat, seiner um Mitternacht zu warten. Sie war überrascht von dieser Kunde, und so sehr sich in der Tiefe ihres Herzens die Freude über sein Wiedersehen regte, so behielt doch die ängstliche Besorgniß die Oberhand. Wie leicht konnte Ramiro durch die Wachsamkeit der Diener die nächtliche Zusammenkunft erfahren, und dann wäre Diego's Leben gefährdet; es war nothwendig, daß die Aufmerksamkeit der Diener getäuscht werde. Als der Abend hereinbrach, ging Isabella unter dem Vorwande eines leichten Uebels befindens anscheinend früh zur Ruhe, und ließ durch Chiara dem Diener befehlen, sich still zu verhalten. Chiara kam mit der Botschaft zurück, daß Pedrillo mit dem Herrn abwesend, und nur ein Einziger zugegen sei, der sich nach ihrem Befehle alsobald anschickte, sich zu Bette zu begeben. Isabella öffnete den Fensterflügel, und wachte in banger Erwartung, während Chiara im Vorgemache sich befand, jeden Ueberfall zu verhüten. Jeder leise Luftzug, jedes kleine Geräusch im Hause machte

sie vor Furcht erbeben. Endlich verkündeten die Thürme Mitternacht. Bald darnach erscholl ein Schlag in die Hand unter ihrem Fenster. Isabella eilte dahin, und sah im ungewissen Sternenlichte zwei dunkle Gestalten sich bewegen. Diego, lispelte sie leise, bist Du es? Ja Geliebte, sprach er mit gedämpfter Stimme, und dieser Begleiter ist mein Freund Enrico. Wir sind gekommen, Dir Rettung anzubieten. Ist wohl eine noch für mich möglich? fragte Isabella. Ja, antwortete Diego, wenn Du bereit bist, sie anzunehmen. Du riethest mir zu fliehen, aber Schande wäre es, mich in Sicherheit zu bringen, und Dich, mein Leben, im Unglücke zu verlassen. Darum fliehe mit mir, in Frankreich auf den Besitzungen dieses Freundes laß uns das Glück finden, das uns hier nie blühet. Ich beschwöre Dich, nimm diesen Vorschlag an, denn wisse, ohne Dich weiche ich keinen Schritt, und eher soll Ramiro das Blut tropfenweis aus meinem Leibe pressen. Isabella schauderte bei diesen Worten zusammen. Bedenke aber, erwiederte sie, daß ich eingeschlossen und bewacht bin. Keinen Fuß darf ich aus dem Bereiche meiner Zimmer setzen, um nicht Ramiro's ganzen Zorn auf mich zu laden. Gefährlich wäre dies Beginnen, und vergeblich zugleich. Fliehe allein, und überlasse mich meinem Elende. Ich schrieb Dir ja, daß nur Dein Glück meine Ruhe begründet. Trauest Du der Liebe so wenig Kraft zu, verwies Diego mit sanften Worten, thürme ihr Felsen und Hindernisse entgegen, und sie wird sie überwinden. Entschliessest Du Dich zur Flucht, so werde ich die Sorge der Ausführung tragen. Morgen um Mitternacht werde ich erscheinen, Dein Fenster ist nicht hoch, das Gitter läßt sich öffnen, ein Sprung in meine Arme ist hinreichend, Dich zu sichern, wenn es an einer Leiter gebricht. Chiara soll Dich begleiten. Vier Diener werden uns unterstützen, und im Falle der Gefahr schirmen. Dann schnell zu Pferde, und über das Gebirge nach Frankreich. Isabella, rief er mit hellerem Tone, die Zeit ist gemessen, entschliesse Dich schnell. Wohl, entgegnete sie, ich kann Dir's nicht versagen, Dein Muth und Deine Hoffnung belebt mich, ich fliehe mit Dir. So scheiden wir heute zum letzten Mal, um uns daan nie mehr zu verlassen, rief freudetrunknen Diego. Laß uns gehen, mahnte Enrico, ich glaube Geräusch zu

hören. In demselben Augenblicke stürzte Chiara in's Gemach, und berichtete, Ramiro sei eben zum Thore hereingeritten. Entfernt Euch schnell, rief Isabella hastig hinab, es könnte Gefahr kommen. Gute Nacht! hauchte Diego hinauf, morgen schlägt die Stunde der Rettung! Die Freunde verschwanden im Dunkel der Nacht mit geräuschlosen Schritten. Isabella schloß den Fensterflügel, und warf sich bebend auf ihr Lager; denn sie fürchtete, Ramiro möchte Verdacht geschöpft haben. Allein kein Laut war weiter hörbar, tiefe Ruhe lag über Haus und Gegend, und Isabella entschlummerte beruhigt in das Land der Träume.

12.

Ramiro hatte seit jener Stunde, als er seines Feindes Schärpe in Isabellens Gemache fand, nur auf die bitterste Rache gesonnen. Er schmiedete blutige Entwürfe, denn nur durch den Tod Diego's konnte die Schmach seines Hauses getilgt werden. Er wußte nun, daß der Gegner sich in Barcellona aufhalte; dies war genug, alle seine Kräfte in Bewegung zu setzen, ihm nahe zu kommen. Von seinen Anhängern erfuhr er Diego's nähere Umstände und Wohnung. Er ging nun mit sich selbst zu Rathe, auf welche Art er ihm Verderben bringen könne. Doch ehe er mit seinen Ueberlegungen zu Stande kam, bot ihm der Feind selbst Gelegenheit dar, sich zu rächen. Sein Diener brachte ihm ein Schreiben folgenden Inhaltes:

„Ich habe vernommen, daß Ihr mich für Euren Beleidiger haltet, da Ihr so thöricht seid, die That des Vaters auf den Sohn zu wälzen. Ich biete Euch selbst Genugthuung an. Unsere Schwerter sollen beweisen, wer von uns der beleidigende Theil ist. Wenn es Euch gefällig ist, so findet Euch Morgen in der kleinen Bucht im Norden des Hafens ein; ich bin gewärtig, dort das Schicksal über uns entscheiden zu lassen. Sobald der Tag im Osten graut, werde ich zugegen sein. Diego Bergara.“ — Forderst Du mich selbst auf, sprach Ramiro, das Papier heftig in Stücke reisend, so ist Dein Untergang gewiß. Du sollst nicht vergebens warten. Er gab dem Diener Pedrillo Befehl, sich bereit zu halten, ihn morgen früh zu begleiten. Er verharrte den ganzen Tag im finstern Hinbrüten, während Isabella im Stillen mit

pochendem Herzen alle Vorbereitungen zur Flucht machte, und halb freudig, halb bangend der entscheidenden Nacht entgegenschah.

13.

Die Sonne stieg im Osten empor, die grauen Morgennebel flatterten zerrissen in der kühlen Luft, und jagten, gespenstigen Gestalten gleich, die das Licht scheuen, den dunklen Bergen zu. Tiefe Ruhe lag über der kleinen Bucht im Norden des Hafens von Barcellona, nur mit leisem Geräusch brachen sich die Meereswogen an den steinigten Stellen des Ufers, und die Gebüsche und Bäume schüttelten, bewegt von dem leichten Morgenwinde, den Thau von den Zweigen. Am Gestade wandelte ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, auf und nieder, mehrmals die Augen erwartungsvoll nach der Gegend der Stadt richtend. In einer kleinen Entfernung stand ein Diener, zwei Pferde am Zügel haltend. Endlich erschienen von jener Richtung her zwei Gestalten zu Pferde, welche etwa hundert Schritte von dem Orte, wo der Mann am Gestade sie zu erwarten schien, abstiegen, und einer sich mit schnellerem Schritte heranzubewegte. Beide Männer standen sich nun gegenüber, und betrachteten sich eine Weile, indem sich auf dem Gesichte des Einen Zorn, auf dem des Andern Abscheu ausdrückte. Endlich brach der Angekommene das Schweigen: ich bin Ramiro, und erscheine auf Eure Forderung. Seid Ihr Diego? Nein, antwortete der Andere, sondern sein Freund Enrico. Ramiro war höchst betroffen, der Verdruß seiner getäuschten Nachgier machte sich in Verwünschungen Luft. So ist er zu feige, rief er, der Ehrlose! sich mit mir zu messen, und hat Euch an seine Stelle gesetzt. Mit nichts, antwortete Enrico mit fester Stimme. Diego weiß kein Wort von einer Forderung zur Entscheidung durch die Waffen. Ich selbst forderte Euch in seinem Namen, denn meine Ehre ist mit meines Freundes Ehre zugleich angetastet, und darüber seid Ihr mir Rechenschaft schuldig. Ihr seid sein Feind, und trachtet nach seinem Leben; ich stelle dafür das meinige, und ich hoffe, Ihr werdet bereit sein, es anzunehmen. Und nun genug der Worte, die Schwerter sollen sprechen. Bei diesen Worten warf er den Mantel auf den Boden, entblößte die Klinge, und that prüfend damit einen

Zug durch die Luft, daß die Spitze nahe an dem Gegner vorüberfuhr. Ramiro trat unwillkürlich einige Schritte zurück, während ein Lächeln um Enrico's Mund spielte, doch schnell sich ermannend zog er das Schwert, und stellte sich ihm gegenüber. Ihr sammelt selbst das Gewitter über eurem Haupte, sprach er, und folglich habt Ihr Euch über dessen Entladung nicht zu beklagen. Zuvor noch ein Wort, rief schnell Enrico. Sollte das Waffenglück gegen mich entscheiden, so zeige ich Euch noch einen Weg der Sicherheit, da ich mächtige Freunde in Barcellona habe, die um mein jetziges Beginnen wissen. Im Hafen befindet sich ein Schiff, das in einer Stunde nach Sicilien geht; mit diesem fliehet eilig, bevor die Rache meiner Freunde erwacht. Ihr seid sehr großmüthig, erwiederte Ramiro höhniſch, und ich danke für Eure Weisung, doch bitte ich Euch, laßt mein Wohl Eure geringste Sorge sein. Ich werde nach Belieben gehen oder bleiben. Wohl, erwiederte Enrico, den Zorn unterdrückend, nun zur Sache. Die Gegner faßten sich fest ins Auge, und stürzten auf einander los. Schwert fiel auf Schwert, und lange Zeit dauerte der Kampf ohne wirklichen Vortheil dieser oder jener Seite. Ramiro's wüthenden Streichen hielt Enrico ruhige Besonnenheit und kluge Umsicht das Gleichgewicht. Endlich rißte das Schwert des Ersteren Enrico's rechten Arm, und geschwächt durch merklichen Blutverlust, gerieth er in Nachtheil, setzte aber dem ungeachtet unerschütteret den Kampf fort, der sich sehr in die Länge gezogen haben würde, wenn ihn nicht ein unerwartetes Ereigniß unterbrochen hätte. Athemlos stürzte nämlich ein Mensch herbei, und warf sich zwischen die Erbitterten, Ramiro berichtend, daß Isabella aus dem Hause entschwunden, und nirgends zu finden sei. Fast zu gleicher Zeit senkten die Kämpfer durch diese Botschaft überrascht, ihre Klängen. Ramiro stieß einen schrecklichen Fluch gegen die Schwester aus, und ihre Hülfe errathend, wandte er sich gegen Enrico. Sagt, wißt Ihr etwas von Diego's Unternehmungen, raubte er nicht Isabellen? Ich kann es nicht sagen; antwortete Enrico, ohne sich zu bedenken, ich sah ihn seit gestern nicht. Ihr kämpft für einen Unwürdigen, denn es ist gewiß, er entführte meine Schwester. Doch meiner Rache soll er nicht entgehen. Reite voran, Pedrillo, und bewaffne meine Diener, ich

werde in Diego's Wohnung die Richtung seiner Reise zu erforschen suchen. Don Enrico, wir wollen unsern Streit aufgeben, mich ruft dies wichtige Geschäft, Euch hindert die kleine Wunde, mit Sicherheit den Kampf zu enden. Sollte es Euch in der Folge belieben, die Forderung von Neuem aufzunehmen, so stehe ich zu Euren Diensten. Nach diesen Worten schwang er sich auf das Pferd, grüßte flüchtig, und jagte hastig davon.

Enrico blickte ihm finster nach. Seine Erwartungen waren getäuscht, er hatte an Ramiro die Aufforderung ergehen lassen, um ihn vom weiteren Nachspüren nach Diego's Thun und Lassen abzulenken, um länger die Nichtentdeckung der Flucht Isabellens zu begünstigen. Ein unglücklicher Zufall hatte sie entdecken lassen. Er hoffte im Zweikampfe entweder den Gegner zu überwinden oder zu verwunden, um ihn dadurch außer Stand zu setzen, eine heftige Verfolgung der Geflüchteten vorzunehmen. Würde er selbst unglücklich sein, so hoffte er durch die Sorge Ramiro's für seine eigene Sicherheit dasselbe zu bewirken, und so in jedem Falle Diego's und Isabellens Flucht zu decken. Daher kam auch die Hindeutung zur Fahrt nach Sicilien vor dem Beginne des Kampfes. Und nun sah sich Enrico um alle Früchte seines Wirkens betrogen; denn Ramiro machte die thätigsten Anstalten, seinem Freunde nachzueilen, und diese Betrachtung erfüllte ihn mit dem lebhaftesten Unwillen. Er überlegte eilig bei sich die Mittel, wodurch die Abwendung der drohenden Gefahr bewirkt werden könnte, und kam zu dem Entschlusse, den Fliehenden nachzueilen, sie von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen, die unbefuchtesten, wenn auch beschwerlichsten Wege über die Pyrenäen einzuschlagen, und so die mögliche Rettung zu versuchen. Die Richtung, die der Freund genommen hatte, war ihm wohl bekannt, er rief daher den harrenden Diener mit den Pferden herbei, ließ sich schnell die leichte Wunde verbinden, und eilte dem Gebirge zu. —

14.

Diego hatte glücklich in der vorhergegangenen Mitternacht die Geliebte und Chiara aus der Gefangenschaft befreit, ohne die Aufmerksamkeit der Bewohner des Hauses im Mindesten zu erregen. Als der Tag anbrach, hatte er Barcellona schon

weit hinter sich, und gestattete nun den Pferden einen gemäßigten Schritt, da Isabellens Zustand es erheischte. Die Vorgänge der letzten Tage, die beständige Angst um den Geliebten, der Kummer über ihr eigenes Schicksal hatte ihren zarten Körper schon vorher mächtig erschüttert. Dazu gesellte sich noch das Beschwerliche ihrer Flucht, und obwohl sie glücklich aus dem Bereiche ihres Bruders gekommen war, so minderte sich doch ihre Bangigkeit wenig, da sie in steter Sorge schwebte, von Ramiro eingeholt, zurückgeschleppt zu werden, und ihren Diego ermordet zu sehen. In jedem Baume glaubte ihre Einbildungskraft im Dunkel der Nacht die Gestalt ihres Bruders zu erkennen, der rathgierig den Arm gehoben, sie beide zu zerschmettern. Mit dem Aufgang der Sonne verschwanden wohl zum Theil ihre Besorgnisse, aber sie fühlte sich so unwohl, daß sie sich kaum auf dem Pferde erhalten konnte. Sie verschwieg das Unbehagliche ihres Zustandes dem Geliebten, um seine Sorgen nicht zu vermehren, allein Diego erkannte es aus ihrem blassen Gesicht und unsicheren Schwanken, und setzte deshalb die Reise langsamer fort. Er erschöpfte sich in Tröstungen, die Geliebte zu beruhigen, und zeigte ihr die blendende Hoffnung, bald im Gebirge, und so geborgen zu sein. Es gelang ihm, sie allmählich zu erheitern.

Sie hatten schon die ersten Vorhügel der Pyrenäen erreicht, und lenkten eben in ein reizendes Thal ein, durch welches sich die Straße an dem blumentreichen Ufer eines Gewässers hinzog, als sie hinter sich zwei Reiter erblickten, die in größter Eile auf sie zulenkten. Isabella erschrak heftig, sie vermuthete ihren Bruder, und selbst Diego war nicht ohne alle Besorgniß, denn er ließ schnell seine Begleiter hinter Isabellen und ihr Mädchen reiten, und die Waffen bereit halten. Doch die Furcht löste sich bald in freudiges Erstaunen. Die Hetaneilenden waren Enrico und sein Diener. Die Freunde begrüßten sich herzlich, und Enrico ritt ehrerbietig zu Isabellen, ihr zu der Freiheit Glück wünschend.

So bald, sprach Diego, indem die vergrößerte Caravane weiter zog, hätte ich nicht die Freude erwartet, Dich wieder zu sehen. Ich selbst nicht, entgegnete Enrico, aber ein wichtiger Vorfall machte es nöthig, Euch schnell nachzukommen. Ramiro

hat Eure Flucht erfahren, und sich zur Verfolgung gerüstet. Isabella entfärbte sich bei diesen Worten, und Diego's Stirn zog sich in düstre Falten. Es ist nothwendig, fuhr Enrico fort, daß wir einen Weg nehmen, der wenig betreten wird, um nicht von Vorbeiziehenden den Nachsehenden verrathen zu werden. Wir wollen uns tiefer in die Berge und Wälder schlagen, um sicherer zu sein. Fernando, rief er einem Diener zu, übernimm die Führung des Zuges. Du bist bekannt mit diesen Irrgewinden, ich setze mein ganzes Vertrauen in Deine Klugheit und Erfahrung. Dein Lohn soll nicht gering sein. Der Aufgeförderte lenkte bald von der behaltene Richtung ab, und führte die Flüchtigen in einsamere Gegenden. — Diego bemerkte erschreckend Enrico's verletzten Arm, und ließ sich im Forschen um die Ursache durch Enrico's Vorwände auf keine Weise täuschen, und erfuhr so den ganzen Zusammenhang der Begebenheit. Enrico's aufopfernde Freundschaft erfüllte ihn mit ungemessener Freude, und sein Herz war tief gerührt. Er bedauerte innig, daß es ihm nie möglich sein werde, des Freundes Liebesdienste zu vergelten, während Enrico über das Vergebliche seiner That klagte. Einige Stunden waren sie der Richtung des Führers gefolgt, als der Pfad beschwerlich zu werden begann. Nur kurze Fristen hatten sie sich zur Ruhe und Erfrischung gegönnt, mit der möglichsten Eile waren sie gezogen, jetzt hemmte der Weg selbst die Schnelligkeit ihrer Reise. Zur Rechten und Linken stiegen gewaltige Felsen empor, die Bäume und Gesträuche rückten enger aneinander, und versperrten die Bahn, häufige Bäche mußten durchschritten werden, und man war öfter gezwungen, die Pferde an der Hand zu lenken, um bequemer und sicherer über schroffe Felsenmassen hinüberzukommen. Auf diese Art hatten sie schon eine große Strecke zurückgelegt, als sie an eine noch gefährlichere Stelle kamen. Ein gewaltiges Rauschen ward vernehmlich, bald gähnte ein Abgrund sie an, in dessen Tiefe die stürzenden Wellen tosten, und mit zerrinnendem Schaum die schwarzen Steinwände bespritzten. Der Weg lief enge zusammen; auf der einen Seite erhob sich ein unübersteiglicher Fels, an der andern lief ein kleiner Pfad in eine weitere Thalschlucht, wohin die brausenden Gewässer ihren Lauf richteten. Ueber den Abgrund selbst führte ein schmaler, schwa-

cher Steg, der nur von einzelnen Wanderern überschritten werden konnte. Jenseits öffnete sich ein freier Platz, und es schien als ob man bald die Höhen des Gebirges erreicht hätte. Eben begannen die Diener mit großer Mühe und Behutsamkeit die Pferde hinüberzuleiten, als man in der erwähnten Thalschlucht einige Reiter wahrte, die ihre Richtung nach eben diesem Punkte nahmen. Isabella und die beiden Freunde geriethen in die höchste Bestürzung, und selbst dem mit der Gegend bekanntesten Diener schien es verdächtig, auf diesem Wege Leute zu sehen, die überdies große Eile zu haben schienen. Enrico prüfte mit scharfem Auge den herannahenden Zug, und sagte endlich leise dem Freunde: ich habe mich nicht getäuscht, es ist Ramiro. In Diego kämpfte der Unmuth über diese Störung der Reise mit dem Kummer um Isabelens Zustand. Sie war halb ohnmächtig auf einen Stein gesunken, denn sie hatte Enrico's Bestätigung ihrer Furcht vernommen. Alles war nun verloren, dies fühlte sie, und diese Ueberzeugung hemmte jede Kraft ihres Lebens. Nach kurzem Berathen beschleunigten die Freunde den Uebergang über die Brücke, fest entschlossen, dann durch die Mithülfe aller Begleiter die schwachen Bretter in den Abgrund zu stürzen, und so die Verfolger aufzuhalten. Sie waren eben damit zu Stande gekommen, und sangen an, die Brücke abzutragen, als Ramiro am verlassenen Ufer mit seinen Begleitern erschien. Sie hatten die Pferde im Thale gelassen, um schneller den Felsen zu ersteigen. Ramiro hatte die Richtung ihrer Flucht erkundet, und kam eben zur rechten Zeit, das Vertilgen der Brücke zu verhindern, wodurch ihm, wenn sie zu Stande kam, jede weitere Verfolgung abgeschnitten gewesen wäre; denn nur mit großem Zeitverluste hätte er einen andern Uebergang auffinden können. Es blieb nun kein anderer Ausweg, als sich kräftig zur Wehre zu setzen, und die Waffen entscheiden zu lassen, wozu man von beiden Seiten Anstalt machte. Doch war der Kampfplatz so beschränkt, daß es zu keinem regelmäßigen Gefechte kommen konnte. Das Hauptaugenmerk mußte von jeder Seite auf die Behauptung der Brücke gerichtet werden. Ließ man die Feinde herüber, so war der Platz zu beengt, um sich mit Vortheil bewegen zu können. Enrico und Diego beschloßen daher, den Uebergang allein zu


verwehren, und keinen Fußtritt von der Brücke zu weichen. Von der andern Seite stürzte der in die augenscheinlichste Gefahr, welcher es wagte, auf dem schmalen Stege zuerst heranzustürmen. Eine kleine Weile herrschte darum bange Todtenstille auf beiden Seiten, bis Ramiro, von heftigem Rachedurst getrieben, über die Brücke stürzte. Diego, vom Ungestüm verleitet, warf sich ungeachtet der Mahnung des Freundes ihm entgegen. Auf der Mitte der Brücke begegneten sich ihre Schwerter. Da Ramiro seine ungeheure Wuth entflamte, und Diego die Vorstellung begeisterte, er kämpfe für Leben und Liebe, so fielen ihre Streiche so kräftig, daß nach kurzer Zeit die Klingen sprangen, und klirrend in die Tiefe fielen. In demselben Augenblicke griffen Beide nach ihren Dolchen, und umfaßten sich mit Löwenstärke. Da glitschte Ramiros Fuß auf dem schlüpfrigen Brete aus, er wankte, sank, und seinen Gegner noch stärker umfassend, stürzten beide in den tosenden Abgrund. Ein lauter durchdringender Angstschrei Isabellens durchschnitt die Luft, Enrico machte Miene, sich dem Freunde nachzustürzen, und wurde durch die Anstrengungen der Diener vom vergeblichen Beginnen abgehalten. Schreck und Entsetzen malte sich auf allen Gesichtern. Kein Laut erscholl aus der Tiefe; wie vorher brausten ungestüm die Wogen, unbekümmert über die empfangenen Opfer. Ramiro hatte seinen glühenden Haß und dessen Gegenstand in ihnen begraben.

Isabella lag leblos am Boden. Enricos Sorgfalt brachte sie in den nächsten Ort. Ihr Leben war zerrissen, die heftigsten Stürme hatten die Blume gebrochen. Sie erhielt ihr Bewußtsein nicht wieder, eine schwere Krankheit löste ihren Geist von dem zerstörten Körper.

Enrico hatte den Leichnam des Freundes gefunden, und legte die Liebenden in ein gemeinsames Grab. Er verließ Spanien auf immer; denn dort war die erste Blüthe der Liebe für ihn verstorben, und das Geschick Diego's und Isabellens lag schwer drückend in seiner Erinnerung.

R.

Talleyrand als Teufelsbeschwörer.

alleyrand, so berühmt wegen seiner Rolle, die er später als Diplomat gespielt, war früher Bischof von Autun. Er hatte sich bei der Revolution unbedenklich als einen konstitutionellen Geistlichen erklärt.

Ganz wider seine Gewohnheit befand er sich in den ersten Tagen des August in Autun, seinem Bischofsitze.

Plötzlich entstand auf dem Plage vor seiner Wohnung ein Auslauf, und das Volk belagerte die Thüre des Bischofspalastes. Talleyrand flüchtete sich sogleich voll Angst mit seinem Secretair, dem Abbé Souette, in den Keller und verammelte diesen.

Er konnte sich einen solchen revolutionären Auslauf gegen ihn, einen so konstitutionellen Bischof, gar nicht erklären, und da er keinen Generalvicar oder einen andern geistlichen Rath hatte, so stand ihm auch kein anderer Geistlicher zu Gebot, mit dem Volke zu unterhandeln, als der Abbé Souette, der sich aber, aus Furcht vor Mißhandlungen, oder wohl gar grausam ermordet zu werden, den Versteck zu verlassen weigerte.

Der Lärm nahm mit jeder Minute zu, man wollte die Thüren erbrechen. Die Diener des Bischofs flüsterten ihm durch die Kellerthür zu: alles Volk der Stadt und alle Bauern der Umgegend, da es grade ein Markttag sei, beständen darauf, den Bischof zu sprechen, es sei gar nicht ihre Absicht, ihm etwas zu Leide zu thun, er solle nur, weil es an allen Geistlichen fehle, da sich alle entfernt, und lieber auf ihre Stellen Verzicht geleistet, als konstitutionelle Priester zu werden, einem Besessenen den Teufel austreiben. Man fürchtete, daß die heißblutigen Burgunder zu Thätigkeiten gegen den angeblich Besessenen und gegen die Dienerschaft des Bischofs schreiten würden, denn sie beschuldigten diese, daß sie Talleyrand ihr Verlangen nicht angezeigt hätte.

Der Abbé Souette hatte durch ein Kellerfenster gesehen, und mitten in dem tobenden Haufen einen Unglücklichen bemerkt, dem man die Hände auf den Rücken gebunden, und mit den gräßlichsten Verwünschungen überhäufte. Talleyrand und

Gouette überlegten, was zu thun sei; eine längere Weigerung, dem ungestümen Verlangen des Volkes zu genügen, konnte die Erstürmung des bischöflichen Palastes und dessen Ausplünderung herbeiführen. Talleyrand entschloß sich endlich, sich dem Volke zu zeigen und die Austreibung des Teufels bei diesem unglücklichen Opfer des an Wahnsinn grenzenden Aberglaubens zu übernehmen. Wie sollte er dies aber bewerkstelligen? Die Stiftskirche war schon zuvor ohne Geistlichkeit und ohne Kirchendiener, es fehlte ihm an einen Organisten und Chorknaben, und sogar an einem Gefäße für das Weihwasser. Talleyrand wußte gar nicht, wie er sich benehmen sollte, aber den Mangel an Erfahrung ersetzte seine Schlaueit, und er hoffte, durch den Befehl, den Besessenen zu ihm in sein Cabinet zu führen, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Diese List mißglückte; das Volk bestand darauf, die Austreibung des Teufels sollte in der Kapelle geschehen. „Nach der Kapelle!“ erscholl es laut und so gebieterisch, daß er es nicht wagte, diesem Verlangen den Gehorsam zu verweigern, so ungelegen es ihm auch kam, denn er hatte die Kapelle zur Aufbewahrung von Vorräthen benutzen lassen. Sie war mit Bettstellen, nationalen Transparents, verdorrten Gewinden von Blättern und Blumen, die beim Feste der Revolution benutzt worden, mit dreifarbigem Fahnen, Matrazen und Nachttischen angefüllt.

Talleyrand sandte den Abbé Gouette an das Volk, um mit ihm zu unterhandeln, dieses dagegen ein Duzend Deputirte an ihn, welche seinen Widerspruch besiegten.

Die Thüren der Kapelle wurden geöffnet, und Talleyrand stellte nun dem Volke vor, wie beschränkt der Raum darin sei, es daher besser sein würde, wenn er den Exorcismus im Vorhofe seiner bischöflichen Wohnung vornehme. Damit war man einverstanden. Er ließ sich nun, gestützt auf seinen Bischofsstab, den Besessenen vorführen; und murmelte einige lateinische Worte, die Keiner verstand, und die wahrscheinlich keine Beziehung auf diese Gaukelei hatten. Erst jetzt bemerkte man, daß der Weihkessel fehle. Man flüsterte es dem Abbé Gouette zu, um dies nothwendige Requisit herbei-

zuschaffen. Der arme Abbé war nicht im Stande, in den Zimmern der beiden sich entfernten Geistlichen einen zu finden. Talleyrand sandte nach der Sakristei der Lazaruskirche; von dort brachte man einen, aber es fehlte das Weihwasser. Da rief Einer: „lauft schnell nach dem Thore des heiligen Andreas zur Gräfin von Alban, die hat gewiß das allerbeste! Sie erinnert sich mütterlich der Armen, und kann sich gewiß nicht ohne Weihkessel und Weihwasser behelfen.“

Der Rath wurde befolgt, aber die Gräfin wollte ihr Weihwasser nicht hergeben, sie hatte es von Lyon kommen lassen, weil sie kein, von einem abtrünnigen Priester geweihtes haben mochte, und sie antwortete: wenn Talleyrand kein konstitutionelles Weihwasser habe, so möchte er selbst solches bereiten.

Endlich brachte eine arme Frau Weihwasser, was sie von Talleyrand's Vorgänger, dem Bischof von Autun von Montegot erhalten, und sorgfältig aufbewahrt hatte. Talleyrand goß es in den Weihkessel der Stiftskirche, und tauchte den Quast ein, um den Besessenen damit zu besprengen, der vor ihm hatte knien müssen und den man aufrecht hielt, damit er nicht von diesem Teufelbeschwören umsinke.

Diesem angeblich Besessenen hingen die Haare, sich sträubend, wild um den Kopf, sein Blick war starr und erloschen, und alle die Schmähungen und Mißhandlungen, womit ihn die rohe abergläubische Volksmasse überhäufte, hatte ihm keinen Schrei, nicht einmal eine Klage entlockt. Talleyrand war so erschrocken und verlor alle Fassung, daß er den Weihkessel mit dem Weihwasser auf den Kopf des Unglücklichen fallen ließ, selbst aber ohnmächtig in die Arme seines hinter ihm stehenden Kammerdieners sank.

Jetzt schrie der arme Gemißhandelte laut auf, sank zusammen und rollte mit der Bischofsmütze und dem Bischofsstabe Talleyrand's, die dieser bei seiner Ohnmacht verloren hatte, und mit dem Weihkessel die Stufen des Säulengangs im Vorhofe des bischöflichen Palastes hinunter und blieb am Fuße derselben todt liegen. Die Bischofsmütze war besudelt und der Bischofsstab zerbrochen. J. F.

Einige Worte über deutsche Auswanderung.

Es ist anerkannt, daß der deutsche Auswanderer, einmal im fremden Lande zu einer festen Ansiedelung und zu geordneten Verhältnissen gekommen, ein intelligenter und thätiger Colonist und guter und nützlicher Bürger wird. Dieser Ruhm ist ihm in den vereinigten Staaten unbestritten, und auch die Regierungen der spanisch-amerikanischen Republiken erkennen denselben in vollem Maße an, indem sie unter allen Einwanderungen die Deutsche am liebsten sehen und am meisten begünstigen. Neben diesem guten und wesentlichen Charakter des deutschen Auswanderers sind ihm aber auch einige häßliche Züge eigen. In keiner Sphäre des Lebens, trifft man wohl auf so viele Zanksucht und Mißgunst, Vorwürfe und Beschuldigungen, Anfeindungen und Verdächtigungen, wie in der deutschen Auswanderung. Ein Jeder, möchte man sagen, dem es noch nicht gelungen ist, sich auf dieser Seite des Meeres eine Existenz zu begründen, sieht mit Neid auf den glücklicheren Landsmann, und sucht sich zugleich einen Sündenbock, den er für sein Mißgeschick verantwortlich macht. Dieser Bösewicht hat einmal einen Bericht hinüber geschrieben, daß es in Amerika gut sei, und nun zeigt sich, daß es nicht wahr ist. Der Bösewicht hat geschrieben, daß man in Amerika Geld verdienen könne, und der Unglückliche hat dazu noch keine Gelegenheit gefunden. Der Bösewicht hat geschrieben, daß es gesund sei, und der Unglückliche ist krank geworden. Was kann klarer sein, als daß jener ein Landpekulant oder Auswanderungsagent, oder mindestens von einem solchen bestochen ist, um Unglückliche herüber zu locken! — Fast alle europäische Völker nehmen jetzt mehr oder minder an der Auswanderung nach Amerika Antheil, bei keinem aber, außer dem Deutschen, kommen solche Abgeschmacktheiten und Erbärmlichkeiten vor. Wenn die ganz alltäglich gewordenen Verdächtigungen und Beschuldigungen begründet sind, so ist das deutsche Volk schlechter als andere; sind sie unbegründet, so ist es mindestens abgeschmackter als andere.

Selbsterkenntniß ist immer gut. Es wird also nicht ganz unnütz sein, zu fragen, aus welchen Eigenschaften des deutschen Volkes diese Erscheinung hervorgeht.

Zuerst ist wohl in Anschlag zu bringen, daß sich kein Auswanderer in seinen Erwartungen so oft betrogen findet, wie der Deutsche, weil seine Erwartungen unpraktischer, unklarer und phantastischer sind. Nicht selten ist der Deutsche in vielen Fächern theoretisch unterrichtet, und er denkt, dies müsse ihm in Amerika von Nutzen sein. Hierin täuscht er sich sehr. Er versteht sehr oft mehr als

man brauchen kann, aber das, was man brauchen kann, hat er nicht zur Virtuosität gebracht. Sehr oft geht es ihm wie dem Schulmeister L. in Costarica, der auch das Beste, was er weiß, nicht in Anwendung bringen kann. Dieser talentvolle Mann hat eine Vorrichtung erfunden, um Tiger durch Magnetismus zu lähmen, aber er bekommt keinen Tiger zu sehen oder die Bestie läuft vor ihm davon, ehe er Zeit hat, seinen Magnet operiren zu lassen. Sodann ist der Deutsche romantischer, als andere Leute, und da er zugleich mehr von der Geographie und weniger von der wirklichen Welt weiß, als andere, so verbinden sich beide Elemente, die Romantik und die Geographie, zu jenen poetischen Vorstellungen von fremden Ländern, die in den fliegenden Blättern einen so wahren Ausdruck gefunden haben: „wo der Wüstenkönig schreitet, wo der Neger Unrecht leidet, dahin, Alter, laß mich ziehn.“ Eine solche Poesie hat kein anderes Volk! Es liegt eine tiefe Wahrheit in den Worten. In der Poesie ist bekanntlich Alles, selbst das Schreckliche, schön. Aber leider ist es in der Wirklichkeit sehr oft umgekehrt, denn auch das Schöne ist hier oft schrecklich. Die Wirklichkeit überhaupt berührt das poetischgestimmte Gemüth unangenehm, — und so besteht ein wesentlicher Theil der bitteren Enttäuschungen, die der Deutsche in der Fremde erfährt, überhaupt nur in den Schmerzen des Ueberganges von der Phantasie zur Wirklichkeit, — eine Wiedergeburt, bei der das Kind seine eigene Mutter ist, und also auch die Wochen selbst erdulden muß. *Science is not happiness*, sagt Byron. Zu deutsch: „durch viel Lernen wird man nicht glücklich.“ Ich weiß bei diesen Beiden keinen anderen Trost als den, daß man den Satz auch umdrehen kann, denn durch viel Glück lernt man in der Regel wenig.

Die Geschichte der Auswanderungen und Colonisationen aller Völker ist, neben großen Resultaten und glücklichen Erfolgen, auch reich an getäuschten Erwartungen, harten Erfahrungen und bitteren Leiden. Von keinem Volke aber werden meines Wissens die letzteren so hoch angeschlagen, von keinem die Härten des Schicksals im fremden Lande, ich möchte sagen, so übel genommen, wie vom Deutschen. Portugiesen, Spanier, Engländer, sogar Holländer, haben die Gründung ihrer Colonien betrieben, wie man eine gefährliche Liebchaft betreibt; der Deutsche allein will bei seiner Auswanderung, wie eine alte Jungfer, unter die Haube kommen. Gelingt ihm dies nicht, so entsteht bei ihm ein aus Sentimentalität und Ingrimm gemischtes Gefühl. Von ganzem Herzen bedauert er sich selbst; aber er sucht zugleich nach einem Gegenstande, der schuld an seinem Unglück ist. Ihm ist Unrecht geschehen, das fühlt er deutlich, — und wenn dies der Fall ist, so muß doch Jemand da

sein, der das Unrecht begangen hat. Und der Thäter ist in der Regel leicht entdeckt, und wer anders kann es sein, als der, welcher einmal vortheilhaft über das Land geurtheilt und ihn dadurch bewogen hat, dahin auszuwandern?

Ziehen wir einmal eine Parallele. Eine französische Glasfabrik ließ deutsche Arbeiter kommen, und ein Deutscher übernahm es, dieselben anzuwerben. Die Leute standen sich doppelt so gut als zu Hause, die fremde Sprache und Lebensart gefiel ihnen aber nicht und sie entschlossen sich zurückzukehren. Was war natürlicher und gerechter, als vorher den, welcher sie in die Fremde geführt, todtzuschlagen? — Sehen wir dagegen was während der ersten Unternehmungen nach Californien in den vereinigten Staaten vorgegangen ist. Einzelne Männer haben sich an die Spitze einer solchen Unternehmung gestellt, diese oder jene Reiseroute vorgeschlagen, und zu der Partie Theilhaber gesucht. Diese Unternehmer haben von ihren Genossen nicht selten Recht über Leben und Tod erhalten. Auf dem Wege ist der größere Theil mancher Schaar verhungert, verdurstet und von den Indianern ausgerieben worden. Ich habe aber kein Beispiel gehört, daß man den Unternehmer und Führer für die gemeinsam erduldeten Leiden verantwortlich gemacht hätte, ja daß aus solchen Fällen auch nur eine Polemik entstanden wäre, wie sie in der Geschichte der deutschen Emigration so zu sagen täglich vorkommt. Die Ursache des Unterschiedes ist sehr einfach. Der Amerikaner würde sich schämen einzugestehen, daß er sich durch einen Anderen zu etwas habe bestimmen lassen, was er nicht selbst aus freiem Entschlusse mit unternommen. Der Deutsche ist gewohnt, sich anzulehnen, sich bestimmen und Anderen die Verantwortlichkeit tragen zu lassen. Welche gegenseitigen Vorwürfe und Beschuldigungen nach dem Ausgange der deutschen Revolution! Sie gehen genau aus denselben Eigenschaften des Volkes hervor, wie das, was ich hier an der deutschen Emigration rüge. Der Irländer ist vielleicht noch mehr als der Deutsche in Amerika die materielle Arbeitskraft unter fremder Leitung, aber er zeigt trotzdem eine ungleich größere Selbstständigkeit des Charakters.

Ich habe vortheilhaft über die vereinigten Staaten und vortheilhaft über Nicaragua geschrieben, und ich denke, ich werde es noch ferner thun. Ich werde dabei meiner Ueberzeugung folgen, unbekümmert darum, ob Andere anderer Meinung sind, und weit davon entfernt, eine daraus hervorgehende Verantwortlichkeit gegen irgend einen Menschen, der sich durch mich bestimmen lassen sollte, anzuerkennen. Nur so viel will ich hier ein für allemal sagen: man hat mich getadelt, weil ich in einer Schilderung dieses Landes nicht von Mosquito's

und Scorpionen gesprochen. Sie haben mich hier noch sehr wenig belästigt. Wenn ich aber von Colonisation spreche, so denke ich dabei nur an Menschen, für welche Scorpionen und Mosquito's keine Bestimmungsgründe erhalten.

Granada in Nicaragua den 1. August 1851.
Julius Fröbel.

Fernerer Bericht

des Berliner Vereins zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation

am 8. October 1851.



Die heutige öffentliche Sitzung wurde durch den Vorsitzenden Herrn Regierungsrath Dr. Gäbler mit dem gewöhnlichen Geschäftsbericht über die letzten vier Wochen eröffnet. Demnach sind dem Verein eine Correspondenzen aus verschiedenen Einwanderungs-Ländern zugegangen: so aus Brasilien Berichte über die neue Colonie Donna Francisca (gegründet von dem Hamburger Colonisations-Verein für 1849 unter der Direction des Senators Christian Mathias Schröder zu Hamburg, eines durch seine Ehrenhaftigkeit und Solidität rühmlichst bekannten Mannes). Die Nachrichten lauten äußerst günstig. Sämmtliche Colonisten sind sehr zufrieden, und loben einstimmig die guten Einrichtungen, welche von dem Colonisations-Vereine zu ihrer Aufnahme getroffen sind. Auch das Journal de Commercio in Rio de Janeiro spricht sich sehr befriedigt über die neue Colonie aus. Interessant war der Brief eines deutschen Missionärs aus Neu-Seeland, den der Vorsitzende mittheilte, und woraus hervorging, daß auch in jenem fernen Lande Deutsche sich angesiedelt haben. Der Vorsitzende berichtete ferner, wie er bei seiner kürzlichen Anwesenheit in London Gelegenheit gehabt hätte, einen Abgeordneten aus der freien ungarischen Colonie Liberia in West-Afrika kennen zu lernen, der den Verein mit Material über diese Colonie, namentlich mit einigen Nummern der dort erscheinenden Zeitung (Liberia Herald) versehen hatte. — Die seit einiger Zeit in unseren öffentlichen Blättern enthaltenen scharfen Angriffe auf die deutsche Gesellschaft in New-York haben dem hiesigen Vereine Veranlassung gegeben, durch Vermittelung der dortigen preussischen Vertreter sorg-

fältige Ermittlungen über den Grund oder Ungrund dieser Beschuldigungen anstellen zu lassen. Aus diesen, namentlich aus den Eröffnungen des kürzlich hier anwesend gewesenen preussischen General-Consul zu New-York, Herrn Schmidt, hat sich nun ergeben, daß die Vorwürfe sämmtlich unbegründet und hervorgegangen sind aus den Intriguen der dortigen Runners und Winkelcommissionäre, welche ihr betrügerisches Gewerbe durch die gemeinnützigen Erstreben der deutschen Gesellschaft gefährdet sehen. Bei dieser Gelegenheit hat sich auch ergeben, daß von den verschiedenen Geschäftsbüreaus in New-York, welche sich der Unterweisung der Einwanderer und der Vermittelung ihrer Weiterreise, ihrer Ansiedelung u. s. w. widmen, dasjenige von P. A. Löschner als das solideste und empfehlenswertheste zu betrachten sei. Nachdem der Vorsitzende noch auf eine billige und gute Specialkarte von Nordamerika verwiesen hatte, welche, von Calvin Smith herausgegeben, in Cassel bei Fischer in 16 Blatt erscheint, und auf die man hier in der Amelang'schen Buchhandlung subscribiren kann, machte er der Versammlung bekannt, daß der Specialdirector des Vereins, Herr Baron von Bülow, auf 12 — 18 Monate Urlaub vom Vereine erhalten habe, um als Mitglied der Commission welche die deutsche Colonisations-Gesellschaft für Mittelamerika dorthin sendet, in nächster Zeit nach Mittelamerika abzugehen, und, falls die dortigen Verhältnisse die Gründung einer Colonie rathlich erscheinen lassen, als Director der Colonie einzurichten.

Herr von Bülow erhielt gleich darauf das Wort. Derselbe gab in einem längeren und sehr interessanten Vortrage zunächst einen allgemeinen Ueberblick über die Auffassung und Behandlung der Auswanderungs- und Colonisations-Angelegenheit in Deutschland während der letzten Jahre, entwickelte sodann die Gesichtspunkte, welche nach den bisherigen Erfahrungen leitend sein müssen, wenn das Uebel der bisherigen Auswanderung beseitigt und zu einem Vortheil für das Vaterland gewendet werden soll, und zog aus den, überall wohl motivirten Grundsätzen die Folgerung, welche sich einerseits für die Regierungen, andererseits für die Privatvereine für die Behandlung der Auswanderungs- und Colonisations-Angelegenheit ergeben. — Nachdem der Redner schließlich noch einige Abschiedsworte an die Versammlung gerichtet hatte, ergriff der Vorsitzende das Wort, um im Namen des Vereins dem scheidenden Mitgliede den innigsten Dank und die vollste Anerkennung für seine bisherige Thätigkeit auszusprechen. Er hob hervor, wie Herr von Bülow der Erste gewesen, welcher die große Bedeutung der Auswanderungs- und Colonisationsfrage zum allgemeinen Bewußtsein gebracht habe; ihm verdanke nicht nur der Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation, sondern auch die deut-

sche Colonisations-Gesellschaft für Mittelamerika ihre Entstehung, mit unermüdblicher Thätigkeit habe er seit 2½ Jahren an der Ausbildung seines großen Gedankens gearbeitet, und seit eben so langer Zeit dem Vereine als Specialdirector angehört. Sein Beispiel habe ermutigend auf die Mitglieder des Verwaltungsraths gewirkt und werde nicht ohne Frucht bleiben; hoffentlich werde er auch in der Ferne der treue Freund und Rathgeber des Vereins bleiben, und, erfrischt durch neue Erfahrungen, die zu machen er ehrenvoll berufen sei, in den Schooß des Vereines zurückkehren. —

Hiernächst betrat Herr Schmidt, Secretär des deutschen Vereins zu Melbourne in Australia felix, die Tribüne, um das Gedächtniß des berühmten Reisenden und Naturforschers Dr. Leichardt, welcher aus Preußen gebürtig, auf seiner letzten Forschungsreise in das Innere von Australien leider von den Eingebornen ermordet worden ist, mit ehrenden Worten zu feiern. Er theilte eine kurze Skizze seines Lebenslaufes und seiner Schriften mit, und schilderte namentlich, in wie großer Achtung Dr. Leichardt auch bei den Engländern und der Colonial-Regierung gestanden habe. — Herr Schmidt erwähnte dann noch rühmend die Bemühungen einiger hiesigen Mitglieder des Gustav-Adolph-Vereines für die Beschaffung von Fonds zum Bau einer deutsch-protestantischen Kirche in Australia felix.

Schließlich hielt Herr Director Kerst einen interessanten Vortrag über die Wichtigkeit der Auswanderungs-Frage im Allgemeinen und über die ganz besonderen Vortheile, welche eine deutsche Ansiedelung in dem Flußgebiete des Uruguay darbieten würden. Er giebt den dort belegenen Ländern (der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul) sowie den Freistaaten Buenos Aires, Uruguay und Paraguay den Vorzug vor allen übrigen Einwanderungsländern, namentlich auch vor Mittelamerika, und schilderte mit lebhaften Farben den Reichthum der dortigen Natur, die Gesundheit des Klimas, sowie die außerordentlich günstige Verzweigung der großen mit dem la Plata in Verbindung stehenden Ströme. Um aber mit Erfolg colonisiren zu können, ist nach der Ansicht des Redners eine Kriegsflotte erforderlich und dazu biete die deutsche Flotte ein sehr gutes Material. Herr Dr. Rutenberg ergriff hierauf das Wort, um überhaupt gegen die Tendenz des Vereins und gegen das Bemühen, der deutschen Auswanderung eine andere Richtung, als die nach seiner Ansicht einzig naturgemäße nach Nordamerika, zu geben, und wünscht, daß anstatt eines Vereins für Auswanderung ein solcher gegen Auswanderung und für innere Colonisation gegründet werden möge, wofür er in der Presse wirken werde. Der Vorsitzende macht dem Herrn Redner bemerklich, wie er wahrscheinlich die Statuten des Vereins

nicht kenne, da derselbe ja eben die Tendenz habe, zunächst vor übereilter Auswanderung abzurathen, sondern im Innlande zu colonisiren und erst in letzter Weise die nicht Zurückzuhaltenden mit Belehrung und Rath zu versehen, und zu dem Ende allerdings die gesammte Auswanderungs-Angelegenheit vor sein Forum zu ziehen. In dieser Weise werde auch praktisch gewirkt. Von mehr als 3000 Personen, die im vorigen Jahre sich auf dem Bureau Rath's erholt hätten, seien über 2000 zum Hierbleiben bewogen worden; auch die Frage, wegen der Colonisation im Innlande, habe der Verein aufgegriffen und darüber mit der Staatsregierung communicirt. Die monatlichen, öffentlichen Vorträge seien nur einer von den vielen Richtungen,

wohin die Wirksamkeit des Vereins sich erstrecke und lediglich bestimmt, den Mitgliedern und sonstigen Anwesenden eine unterhaltende Belehrung, theils über die verschiedenen Einwanderungsländer, theils über andere mit der Auswanderung in Verbindung stehende Fragen zu gewähren; daß der Verein nicht die Ansicht jedes Redners vertrete, sei hinlänglich bekannt, und deshalb ja auch stets der Weg zur Gegenrede und Discussion eröffnet. Herr Dr. Rutenberg erklärte sich mit dieser Tendenz des Vereins vollkommen einverstanden, und bemerkte dabei, daß er dieselbe allerdings nicht so genau gekannt, auch das Statut des Vereines nicht eingesehen habe. Hierauf wurde die Sitzung geschlossen. Die Versammlung war sehr zahlreich besucht. —

Die Messe zu Hurdwar in Ostindien.

Ein Bild aus dem Englisch-Indischen Handelsleben.

Enteile, schnelle Weltumseglerin,
O Phantasie, zur Messe eile hin
Nach Indien! und bist Du dort gewesen,
Magst Du den Lesern eine Messe lesen
Von jenem Land, wo himmlischer der Himmel,
Wo irdisch lieblicher die Erde lacht,
Wo ob der Menschenfluthen dem Gewimmel
Ein Heer von Millionen Göttern wacht,
Wo wetterbrausend und dann segnend mild,
Gleich wie ein Gott in seiner Allmacht Fülle,
Aus Gletschers Alabastertempelstille
Der heil'ge Strom, der Ganges, niederquillt,
Und wo die Cedern, wo die Bergeshöhn
Der Menschheit Wiege, Eden, einst gesehn.

Du Männlein in dem dumpfen Krämerladen,
Das Bohnen zählt und kleine Düten bricht,
Mit rothem Kupfer, gelben Schwefelsaden
Sich plagt bei eines Lämpchens Todtenlicht,
Du nennst Dich einen klugen Handelsmann,
Der Ellen mißt und Groschen zählen kann —
Sahst Du den Handel je? — Du kennst ihn nicht.
Hast Du das Meer erblickt mit seinen Schiffen,
Des Völkergeistes Wechselzug begriffen? —
Niemals, wenn Du zur Messe gingst zum Kauf,
Fiel Dir die neue Völkerwanderung auf. —
Ein Einmaleins Dein grämliches Gesicht —
Du Handelsmännlein kennst den Handel nicht;
In Deines Ladens Maulwurfsbau gestopft,
Gleichst Du dem Kärner, welcher Steine klopft

Und nichts bedenkt, als daß sein Lohn genau
Ihm täglich wird bei des Pallastes Bau.

Jetzt schaue an die ferne Wunderwelt
Als Panorama vor Dich hingestellt.
Hurdwar, die Stadt am Fuß der Sevaliken,
Entfaltet sich vor den entzückten Blicken;
Es scheint, als ob ein launig Riesenkind
Zum märchenhaften Spielwerk nur geschwind
Der seltsam buntbemalten Häuser Menge,
Die Thürme in verworrenem Gedränge,
Geschüttet und nach toller Knabenweise
Dann habe aufgestellt in weitem Kreise —
Fürwahr! ein Spiel von Riesenphantasie,
Die Völkerstadt geschmückt wie eine Braut,
Die in des Ganges Spiegel sich beschaut
Und voll pulst in Lebensharmonie.

Heran auf wüsten, kaum betretenen Bahnen
Rahn sich die reichbeladenen Karawanen;
Oft unters Obdach der Karvanserain
Ließ trotzig sie ein Feindestrupp nicht ein;
Sie mußten, um die Ruhe zu genießen,
Im wilden Kampfe erst ihr Blut vergießen.
Zuweilen, von des Samums Gluth umbraust,
Durchzogen Wüsten, Wälder sie und Fluth,
Und schützten mit dem Säbel in der Faust
Vor Räuberbanden oft ihr Hab und Gut.
Jetzt kommen sie heran zu Hauf zum Kauf
Und zum Verkauf nach kühn bestandnem Lauf.
Das treuliche Kameel, das Schiff der Wüsten,
So arm, obgleich von Reichthum schwer gedrückt,
Entladet endlich sich von Pack und Kisten
Indem es sanft auf seine Quäler blickt,

Die feines starken Rückens Hemisphären,
Als gälte es zwei Welten, rasch entleeren.

Auf Bazarn an den Thürmen der Pagoden,
Auf offnem Plan, in Zelten und in Grotten
Bermischen zahllos sich die Völkerschaaren,
Beherrscht vom Schach, vom Sultan und vom Czaren.
Hier hält, wie einst bei Babels Riesenbau,
Erstaunt das Auge große Völkerschau.
Es rauschen durcheinander hundert Sprachen,
Wie Wellen, die im Meer sich brausend schlagen,
Und ob auch sinnlos manches Wort verweht,
Vom Ohr des fremden Mannes nicht verstanden,
Giebt's einen Klang doch, einen wohlbekanntem,
Den Goldesklang, den jeder gleich versteht.
Der Perser, der so stolz zu Rosse sitzt,
Jetzt ist er nicht von Kampfeslust erhitzt,
Aus Ballen zieht er vor die feinen Schwale,
Gewebt im Paradies der Kaschmirthale.
Der Hindus bietet Perlen, Spezerein
Und tauscht den Schnee den feinen Linnen ein,
Die leicht den Leib der schlanken Bajaderen
Umhüllen bei dem Tanz an den Altären.
Hier feilscht der trozige Seidenkrieger
Mit einem Indier um das Fell vom Tiger,
Wild droht er mit dem Mordblick von Schakalen
Ihm, statt mit Gold, mit Eisen zu bezahlen.
Dort legt der Tartar prächt'ge Decken aus,
Auch schmuckes Sattelzeug mit hellem Glanz,
Und kauft sich Federschmuck vom flücht'gen Strauß
Und Seide zu des Turbans hohem Kranze.
Es schreitet ernst und mit gemäßigtem Schritte
Im rothen Rock und blanken Kriegerputz
Ein Mann, sich selbst genug zu Schutz und Trutz,
Der Seebeherrscher ist's, der stolze Britte;
Er fühlt, es führt sein fernes Heimathsland
Des Handels Scepter hier mit Königshand;
Doch will er Waare jetzt nicht für Guineen,
Die Reize schöner Frauen will er sehen,
Verwegen strebt er, trotz der Mohrenwache,
Im Liebeskriege nach der Siegesflache,
Des Rajahs junges Weib hat er erkohren
Und ihre Schleier will sein Blick durchbohren.
Du Fant, Du lüsterne, aus Albion!
Du täuschest Dich, Dein harrt nicht Liebeslohn;
Das schöne, schwarzgelockte Rajahsweib
Umstählt mit Keuschheit ihren süßen Leib;
Dem Gatten folgt sie kalt durchs öde Leben
Und wird den Leib den Flammen übergeben,
Wenn endlich einst dem herrischen Gemahl
Im Tode bricht des Auges letzter Strahl. —
Dem Gletscher gleicht sie, dessen kalte Höhe
In Sonnengluth am Abend flammend stehn —
Hoch in der Liebestreue blauem Himmel
Berglühend, fern dem irdischen Getümmel.

Doch schnell auf Hurdwar's Messe senke wieder,
Gedankenschwung, den Flügelschlag der Lieder:
In dem Gewühl der bunten Volkemassen
Gilt hier nicht Stolz, Berachten nicht und Hassen,
Zahlt er nur Münze in Gewölb' und Bude,
Steht selbst der nackte Paria nicht verlassen,
Und emsig dient Armenier ihm und Jude.
Doch ist es nicht der Handel nur allein,
Der hergelockt die Millionen Gäste.
Wallfahrer strömen in die Tempel ein
Im frommen Wahn zu dem Braminenfeste
Und kommen, um von Schuld sich zu entladen,
Im heil'gen Strom, im Ganges, sich zu baden.
Einst tauchen sich in Mahoms Paradiese
Die Gläubigen, wie es der Koran kündet,
Ins klare Gold der wunderbaren Flüsse,
Wo sich der Kühlung frische Wonne findet —
Und Seel'gen gleich in Paradieses Fluth
So eilen jubelnd hier die Pilgerschaaren
Ins Bad zum Ganges, um in seinem klaren
Gewässer zu erfrischen Lust und Muth;
Von jedem Alter, jeglichem Geschlechte,
In Siegeslust als ging' es zum Gefechte,
Mit nacktem Leibe, wie die Aale schnellen,
So stürzen sie sich in die Silberwellen,
Und werden oft im Uebermuth der Freude
In tiefer Fluth der Fische Nahrungsbente.
Und jeder Badende denkt sich ein Bild,
Das aller frommen Hindus Brust erfüllt:
Gott Wischnu — also lehren die Braminen —
Wenn ihm der Sonne Gluthen allzuheiß,
Wiegt sich in einem Milchmeer auf Delphinen,
Das frisch wie Schnee und alabasterweiß
Die starken Hüften wonnig ihm umspielt
Und seine Götterbrust im Bade kühlt.

Doch winkt den Badenden im Gangesflusse
Noch andre Lust und labet zum Genusse,
Denn auf dem breiten Strome in dem hellen
Bewegten Strudel diamantner Wellen
Austauchen gleich Smaragden, dunkelgrün,
Viel kleine Inseln, die wie Gärten blühen,
Und lieblich, wie im Feenreich der Sagen,
Hüttlein und lustige Kioske tragen.
Hier lehren fröhlich zu gewürztem Wein,
Zu Meth und Ananas die Pilger ein
Und löschen, ihre Reismüh zu lohnen,
Den Durst sich mit dem Saft von Melonen.
Hier tönt das Muschelhorn, die Kürbisflöte,
Das Tamburin, des Bambustrohrs Schalmei
Vom Morgenstrahl bis zu der Abendröthe;
Hier prahlt und plarrt der bunte Papagai,
Und in den Lärm die Silberstimmchen mischen
Die kleinen Colibris in Blütenbüschen.

Jetzt aber siehe dort in Hurdwar's Gassen,
 Wo die Lawine sich von Menschen ballt;
 Dort naht im feierlichen Pomp, gelassen,
 Ein Zug, vom Jubelruf des Volks umhallt;
 Aus kleinen Fenstern wehn die Frauenschleier,
 Um's Haupt gefesselt von Juwelagrassen,
 Auf niedern Dächern tummeln sich die Affen,
 Die jedem Hindus heilig sind und theuer;
 Und was im Volk mit Augen schauen kann,
 Das blickt auf jenen Zug und jenen Mann,
 Der ankommt mit den Wächtern, mehr, als tausend,
 Gleich wie ein Fürst im Heer, mit Sieglust
 brausend.

Der Fürst — die Welt, nicht Indien kennt ihn
 nur —

Der reiche Rajah ist's von Velaspur;
 Hoch thronend auf des Elefanten Rücken,
 Den Platten von gediegnem Silber schmücken,
 Bedeckt vom Baldachin aus Scharlachsamt,
 Der in Juwelenpracht wie Feuer flammt,
 Bliht er in Gold und seidnen Geweben,
 Und auf dem spitzen Turban, den er trägt,
 Im strahlenreichen Glanze funkelnd beben
 Die größten Perlen, die der Erdkreis hegt.
 So naht der Indersfürst dem Gangesstrand,
 Dem Triumphator gleich, dem Tibersohn,
 Vor dessen Schwert die Erde zitternd stand,
 Und der in Rom den Lorbeer fand zum Lohn!

Und andre Züge drängen hier und dort
 Im Straßenlabyrinth aus Süd und Nord,
 Gar seltsam schön und bunt und wunderbar,
 Und mischen mit des Volkes Wogen sich.
 Doch endlich faltet seine Feuerschwinge
 Der Tag wie ein Flamingo still zusammen,
 Die Töne in des Vögels Brust verklingen
 Und matt verglühn der Sonne Purpurflammen.
 Der Abend aber kann nicht Ruhe bringen
 In Hurdwar, wo das wilde Leben schwärmt,
 Von tausend Stimmen wird es aufgelärmt,
 Ob mild auch Sternenstrahlen niederdringen.

O Dichterherz im heimathlichen Land!
 Was träumst Du wohl, wenn lacht und unbekannt
 Die Nacht sich naht, und wenn das Abendläuten
 Als Grablied schallt beim Tod der Tagesfreuden? —
 Der Tag, ein Jüngling, schön und wohlgemuthet,
 Es stößt die Nacht ihm, das Banditenweib,
 Im schwarzen Mantel bergend ihren Leib,
 Den Dolch tief in das Herz, daß er verblutet
 Und dann mit seinem Leben, rosig warm,
 Sinkt in der Mörderin kalten Leichenarm. —

Die Nacht indeß auf Hurdwar's Messingfilbe
 Tritt auf mit einem schönen Riesenbilde:

Hier zeigt sie ein herrlich Angesicht,
 Hier mordet sie das laute Leben nicht.
 Es dreh'n und schwingen sich an den Altären
 Im wunderbaren Tanz die Bajaderen,
 Die zum Braminenfest auf Pilgerpfaden
 Fern her aus Kaschmir und aus Delhi nahten.
 Jetzt flüstert auch der Liebe süßer Kuß,
 Ringsum erdröhnet Freude und Genuß
 Mit Klang und Schall in tollen Dithyramben.
 Hoch auf den Thürmen glühen bunte Lampen,
 Den Glanz ergießend in den dunkeln Aether.
 Zahlloser Lichter Flammen sind entbrannt
 In allen Häusern, und am Gangesstrand,
 Strahlt wie ein Christbaum jede hohe Ceder.
 Der Lampenschimmer auf den Riesenbäumen
 Wettseifert mit des Himmels Sternenträumen
 Und wirft von tausendfacher Lichtergluth
 Den Abglanz in des Ganges Spiegelgluth.

Johanniswärmchen.

Von Blatt zu Blatt fliegt's Käferlein,
 Es glänzt und blinkt im goldnen Schein,
 O komm, o komm zu mir!

Flieg her in meine offene Hand,
 Komm von des Busches grünen Rand,
 O komm, o komm zu mir!

Ich schleich herbei, ich nahe mich,
 Sei schlau, sei schlau, jetzt fang' ich dich,
 Du mußt nun doch zu mir!

Wie aber, wie, der Glanz vergeht,
 Gleichwie der Wind die Spreu verweht,
 Da Du nun bist bei mir?

Wie geht das zu, o sag es an,
 Du glänztest hell auf Deiner Bahn
 Und jetzt nicht mehr bei mir?

„Es glänzte, sagt das Käferlein,
 Der Freiheit goldner Widerschein,
 Bevor ich war bei Dir!“

Doch wenn die Holde mir nicht lacht,
 Verschwindet auch mein Glanz in Nacht,
 In dunkle Nacht bei Dir!“

Feuilleton.

Danzig. Unter den Kirchen in der Vorstadt zeichnet sich die zum heiligen Leichnam, am Hagelsberg gelegen, durch ihre Einfachheit und Eigenthümlichkeit aus. Sie hat die besondere Einrichtung, daß bei schönem Wetter der warmen Jahreszeit der ganze Gottesdienst im Freien gehalten wird. Unter den ehrwürdigen alten Linden des Kirchhofs, welcher sie umgiebt, sind Kanzel, Altar und Sitzplätze angebracht, die noch durch eine Menge Feldstühle, welche man in der Kirche aufbewahrt, vermehrt werden können, und hier erhebt sich unter dem weiten Dome des Himmelsgewölbes das Herz in kirchlicher Andacht zum Höchsten. In der einfachen Kirche, welche sich durch eine schöne Orgel auszeichnet, hängen die Konterfeis der Geistlichen, welche daselbst fungirt haben, und von ihnen starb einst Einer (ein großer, starker Mann) auf eigene Weise. Er sitzt, mit Schreiben beschäftigt, frisch und gesund in seiner Stube, als er den Todtengräber auf dem Kirchhose ein Grab fertigen sieht, und den Herbeigerufenen fragt, für wen er es grabe? Jener erlaubt sich den dummen Scherz zu antworten: „Für Sie, Hochwürden!“ — In demselben Augenblicke sinkt der Prediger vor Schreck, vom Schlage getroffen, todt nieder, und die Feder entsinkt seiner Hand. Der Todtengräber hatte wahr gesprochen, jenes Grab umging ihn.

Lehnspflichten. In der Bretagne mußten die Vasallen, wenn die Gemahlin des Lehnsherrn im Kindbette lag, alle Sümpfe, Pfützen etc. bombardiren, damit das Froschgequack der Wöchnerin nicht beschwerlich fiel. Diese Froschsehdepflicht hieß „Silence des Grenouilles“ — das „zum Schweigenbringen der Frösche.“ — Der Besitzer eines adeligen Gutes in Franken mußte in recognitionem feudi einen Zaunkönig, und ein Edelmann in Oesterreich sogar zwei Maß Fliegen einliefern.

Der französische Advokat. Sprechen ist der gewöhnliche Zustand des alten Advokaten; er plaidirt selbst im Schlafe; er könnte sechs Stunden hinter einander sprechen, ohne einmal auszuspuken; er ist gleich einem alten Pferd, das nur noch galoppiren kann, das aber immerfort galoppirt. Bei einer ernstern Gelegenheit in Frankreich ist man noch weiter gegangen. Als man im Jahre 1815 dem General Trarot den Prozeß machte, sprachen seine Vertheidiger vor dem Revisionsrath in Rennes fünf Tage und fünf Nächte hinter einander. Wenn nämlich das Urtheil eines Kriegsgerichts durch einen Kriegsrath bestätigt ist, so darf die Voll-

ziehung des Urtheils auch nicht für einen Augenblick verschoben werden. Nun war der General zum Tode verurtheilt worden und es handelte sich darum, seiner Gemahlin die Zeit zur Reise nach Paris zu verschaffen, wo sie die königliche Gnade anflehen wollte. Die Advokaten lösten also einander von 3 zu 3 Stunden ab; zuletzt begann Herr Bernhard von Rennes, der Hauptvertheidiger, später Rath am Cassationshofe, das berühmte Memoire des Herrn von Lally-Tollendal für seinen Vater zu lesen, denn er selbst wußte nicht mehr, was er sagen sollte. — Mein Gott, wo wollen Sie denn damit hinaus? frug ihn der Präsident. — Warten Sie nur, Herr Präsident, antwortete er, das werden Sie sehen, wenn ich fertig bin. Aber er wurde nie fertig. Es kam zuletzt so weit, daß die Richter sich bei den Vertheidigern eine Stunde Ruhe ausbaten. Und so hatten diese ihren Zweck erreicht; denn sie erlaubten dem Conseil nicht eher seine Berathung zu beginnen, als bis sie erfahren hatten, die Begnadigung sei bewilligt worden.

Der theure Schatten. Demoiselle A. . . spielte in B. . . die Pathenia als Gast, und wurde am Ende des Stückes gerufen. Sie bedankte sich sehr bescheiden, indem sie sagte: „sie wäre nur der Schatten von der Sonne, die das Publikum sonst zu sehen gewohnt ist.“ — Den andern Tag kommt der Direktor und fragt die Demoiselle A. . . nach ihren Engagementsbedingungen. Sie verlangt nur 3500 Thlr. und freie Garderobe. „Das ist für einen Schatten wirklich zu viel,“ entgegnete jener — „was würde da erst die Sonne kosten!“ —

Universalmittel. Ein alter Advokat in Paris hatte seinem jungen Klienten anbefohlen, jedesmal zu weinen, wenn er auf sein Pult schlagen würde. Unglücklicherweise vergiftet sich der Advokat und schlägt zur un rechten Zeit; der gutgeschulte Klient bricht in Schluchzen aus. „Was habt Ihr denn?“ fragt ihn der Präsident. — „Nun er hat gesagt, ich soll weinen, so oft er auf den Tisch schlägt.“ — Nur ein alter Schlaukopf konnte in diesem fatalen Vorfall ein Mittel zur Vertheidigung finden. — „Nun, meine Herren Geschworenen“ — sagte der Advokat — „ich frage Sie, kann sich die Idee des Verbrechens bei so viel Unschuld und Aufrichtigkeit finden? Ich erwarte mit dem vollkommensten Vertrauen Ihr Urtheil.“ —

Löbliche Vorsicht. Auf einem Berge bei Adelsberg in Krain hatten sich viele Neugierige eingefunden, um die Sonnenfinsterniß zu beobachten.

Mit Erstaunen sah man unter diesen einen Mann erscheinen, der eine angezündete Laterne in der Hand hielt. Als man ihn um die Ursache fragte, antwortete er: „ja, wer weiß denn, ob's wieder Licht wird und wir nicht im Finstern nach Hause tappen müssen.“

Ein merkwürdiger Invalide. Graf Josias von Ranzow, der unter Gustav Adolph diente und einer der berühmtesten Feldherrn seiner Zeit war, war nach vollendeter militärischer Laufbahn nur noch ein halber Mensch. Er hatte auf dem Schlachtfelde ein Ohr, ein Auge, einen Arm und einen Fuß eingebüßt. Dieser Brave starb in Folge eines einjährigen Kerkers, in den man ihn eines bloßen Verdachtes wegen geworfen hatte. Ein französischer Schriftsteller sagt von ihm: Mars ließ ihn nichts ganz als das Herz.

Ein merkwürdiges Echo. Johann Langer sagt in seinen interessanten „Daguerotypen eines Reisenden“, daß das Echo am Ufer des hintern Langbathsees (im Salzkammergute) von ganz besonderer Art sei: „es hat einen leisen Nachklang, wie ferner, melodischer Gesang oder Aeolsharfontöne, wie ich sie an keinem andern Orte jemals gehört habe.“

Ein sonderbarer Denkstein. Ein kleiner Fels, der in der Nähe von St. Gilgen aus dem Wolfgangsee (nächst Ischl) ragt, verdient eines Denksteins wegen, auf dem eine sonderbare Motivtafel prangt, erwähnt zu werden. Das Gemälde zeigt einen Stier, der jenen Fels erklimmt, und an dessen Appendix ein Mann sich festhält. Die Sage erzählt von einem Fleischer der einen wildgewordenen Stier, der sich in den See stürzte, am Schweife zurückhalten wollte, von ihm aber mit in die Fluth gerissen wurde. Das Thier kam glücklich durch den See, und brachte seinen Verfolger unversehrt mit auf jene Felsklippe. Zum ewigen Gedächtnisse seiner wunderbaren Rettung, wie auch zur Erbauung der Vorüberschiffenden ließ der Gerettete diesen Denkstein setzen, der in unseren Zeiten, wo die Monumentenwuth grassirt, gewiß der Beachtung würdig und von dem einstigen Geschichtsschreiber der Denkmale unserer Zeit nicht übergangen werden dürfte.

Auch ein Zweikampf. Zwei nett gekleidete Neger geriethen auf den Champs Elysées in Streit, warfen Hut und Rock bei Seite und stürzten auf einander, Kopf gegen Kopf, los, wie es unter den Sklaven in den französischen Kolonien Gebrauch ist. Auf den ersten Anprall fiel einer der Duellanten mit zerschmettertem Schädel zur Erde, der Andere, der Sieger, wurde von der Wache in Haft gebracht.

Einige Worte über einen Nekrolog in der Jahreszeitung, Hamburger neuer Modenzeitung. Redakteur Feodor Wohl Nr. 5 dieses Jahres. *De mortuis nil nisi bene* gehört zwar zu den Sentenzen, die entweder eine erheuchelte Humanität oder die dunkle Ahnung des Geistes, daß nach dem Tode der Schleier gehoben werden möchte, der die Flecken der Gestalt des Lebenden verhüllt hat; und glücklicher Weise hat man diesen Spruch unbeobachtet gelassen, denn sonst würde man alle Geschichte entbehren und Schiller würde nicht gesagt haben: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“. Es würden dann alle gedruckten Criminalgeschichten eine Versündigung gegen die grausamsten Verbrecher sein, wenn sie die verdiente Todesstrafe erlitten hätten. Dagegen ist es aber ebensowenig zu billigen, wenn man einen Verstorbenen höhnisch auf sein Grab gleichnerisch Blumen streut, und statt ihrer höhnisch Reseln wählt.

Dies ist der Fall mit dem oben angeführten Nekrolog Carl Gaillard. Wer ihn persönlich gekannt und ihn wegen seines rastlosen Eifers, bei den Leiden einer zerrütteten Gesundheit mit dem Reime des Todes im Herzen, thätig zu sein und nach seinen Kräften nützlich zu werden, geachtet, den empörte dieses Zerbild, das nur aus der Stahl- oder vielmehr aus der Rabenfeder eines Literaten geflossen sein kann, in dessen Herzen jedes edle Gefühl erstorben zu sein scheint, da er selbst auf Kosten der Achtung aller rechtlich Denkenden zu verlieren, die Asche eines früh Hingeshiedenen entweicht, für den verächtlichen Preis, von Gleichgesinnten als pikant gelobhudelt zu werden.

Der jetzige Redacteur hat es ganz vergessen, daß Carl Gaillard ein thätiger Mitarbeiter an der Jahreszeitung gewesen ist, und mit Lob überschüttet worden, und wie er noch auf dem Umschlage des Heftes dieser Zeitschrift als Mitarbeiter namentlich aufgeführt steht, — und es ist der schönste Undank, seinen Tod auf eine so unzarte Weise zu erwähnen.

Wir halten es für unsere Pflicht, darüber unsere Indignation zu veröffentlichen, damit der Name des Verklärten, der uns wegen seiner vielen lebenswürdigen Eigenschaften theuer geworden, dadurch von allen Makel bis auf den ausgelöscht werde, daß er sich verleiten lassen, Mitarbeiter einer Zeitschrift gewesen zu sein, wo unter einigen achtbaren Namen, mehrere sich aus dem Staube gemacht, ausgewiesen oder durch Steckbriefe verfolgt worden sind.

Berlin. Mehrere Freunde Carl Gaillard's.

Schnelle Gerechtigkeitspflege. Der berühmte Reisende Honigberger schrieb aus Lahore, in Indien: „neulich war ich Zeuge einer Criminal-execution, welche die prompte hierländische Ge-

richtspflege sehr gut charakterisirt. Es war nämlich ein Bäcker wegen Ermordung einer Bajadere beim König verklagt worden. Auf der Stelle wurde der Deliquent sogleich geholt, nach einer kurzen Untersuchung, welche der König in eigener Person vornahm, wurden ihm auf Befehl des Königs vor dem Gerichtshause Hände und Füße abgehauen, worauf er sogleich starb."

Militärische Anekdote. In dem dreiviertel Stunden von Paris gelegenen Dorfe Bercy sind große Weindépôts, zu deren Schutze sich daselbst ein Wachtposten von ungefähr 12 Mann befindet. Kürzlich kommt um Mitternacht die, die Runde machende Patrouille, und der sie führende Unterofficier läßt immer langsameren Schrittes gehen, um das „Qui vive“ der Schildwache zu vernehmen, ehe er sich dem Posten nähert. Aber durch nichts als die Schritte der Herrannahenden wird die Stille der Nacht unterbrochen. Die Patrouille sieht sich also genöthigt, den Wachtposten zu überrumpeln. Sie dringt ein, die darin befindlichen Soldaten stürzen heraus und ergreifen das Gewehr. Lärmen und Schreien auf beiden Seiten, allgemeine Confusion. Als man sich endlich verständigt hatte, sucht der Unterofficier des Postens seine Schildwache; aber sie ist nirgends zu finden, bis es auf einmal zwischen den Weinfässern hervorruft: „Qui vive, qui vive!“ Dies war die verlorene Schildwache, welche von Langeweile und Durst getrieben, zwischen die Weinfässer gekrochen war, eines derselben angebohrt und wacker gezecht hatte.

Kuriosa. Als Fürst Blücher sich 1815 in Hamburg befand, erschien in einem dortigen Intelligenzblatte folgende Apostrophe an ihn: „Herzensvater Blücher! Du von Gott gesandter Held! Retter aller Deutschen! Jetzt in unster Mitte! Bleib gesund! Vorwärts marsch! Und wenn Dein Senkblei sinkt, so blick hinauf zu Gott! Der wird Dir die Krone der Vergeltung schenken, zum Lohne Deiner Tapferkeit!“ — Die Verfasserin dieser Zeilen war die Frau eines Zimmermeisters, und zum Dank für diese patriotische Herzensergießung schickte ihr der greise Held sein Bildniß, welches sie bis an ihres Lebens Ende treulich aufbewahrte.

— In einem sogenannten Weinkeller in H. befand sich ein Aushängeschild, worauf zu lesen: „in diesem Keller fährt täglich ein Wagen nach Lübeck“.

— Ein Vogelfänger hat in der Nähe von Danzig eine Lerche (Hahn) gefangen, die vier völ-

lig ausgebildete Füße hat. Zwei sind jedoch schlaffer und trockener als die anderen, welche nur von dem Vogel zum Gehen gebraucht werden.

Der Mörder eines Viehtreibers im Departement du Lot ward dadurch entdeckt und überführt, daß man an der Stelle, an welcher das Opfer gefallen war, ein Stück Papier fand, welches zur Ladung der Mordwaffe gedient hatte. Das Blatt war aus einem Buche gerissen, welches sich in der Wohnung des Missethätters vorfand.

Sagen vom Berge Klef. Der 6500 Fuß hohe Felsen Klef bei Ogulin (Karlstädter Militärgrenze), dessen Spitze von dem Grenzdorf Ostaria aus betrachtet, eine riesige Doppel-Silhouette von zwei Menschenköpfen, und von Ogulin aus die Figur eines schlafenden, das Antlitz gegen den Himmel wendenden Riesen, darstellt — ist, wie alle hohen Berge, der Schauplatz mancher wunderlichen Sage. Das Innere des Berges soll mit Honig gefüllt sein, daher auch Bienenschwärme aus allen Weltgegenden hierher kommen, um sich ihr Ambrosia abzuholen. Die Wahrheit ist, daß die üppige Vegetation die Bienen hier in den Felsenhöhlungen fesselt, in welchen die Sonnengluth den Honigvorrath oft dergestalt auflöst, daß er aus dem Felsen wirklich hervorquillt. — Auch sollen auf dem höchsten Gipfel (die Nasenspitze des Riesen) die bekanntesten Besenritterinnen um Mitternacht ihren Reigen führen, weshalb dieser Platz immer glatt und eben gefunden werde. — Das Waldrevier aber soll von den, bei den Slawen wohlbekanntesten freundlichen Waldnymphen (Vile) bewohnt sein, wo sie im Schatten unzugänglicher Buchen- und Tannenlaub ewige Jugendfeste feiern. Guten Menschen stehn sie mit Rath und That bei. Wer sie aber verfolgt oder beleidigt, wird das Opfer ihrer, das Ziel niemals verfehlenden Pfeile.

Merkwürdige Ahnung. Maria, ein 17 jähriges Mädchen, früher in Hamburg wohnhaft, seit mehreren Jahren in Oberdorf in Schwaben, erzählte ihren daselbst lebenden Verwandten am Morgen des 5ten Mai 1842, daß sie beim Erwachen eine fürchterliche Unruhe in allen Straßen Hamburgs und dieses halb zerstört gesehen habe. Auch ihren Verwandten in Hamburg, Dr. F. (bei welchem sie hier gewohnt hatte), habe sie auf der Straße flüchtend gesehen. — Dr. F. flüchtete am 6. Mai. Diese Vision eines jungen, zur Schwermuth geneigten Mädchens, welches stets einen Ernst, der über ihre Jahre hinausging, gezeigt hatte, wurde dem Dr. F. schriftlich mitgetheilt. —

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.